...nikum
...Ingenieurschule
Eisenbetonbau, Elektrot
...nik, Hochbau, Tiefbau
...bau, Architektur
...durch das Sekretariat

...deChine
...e — alle Farben
5.80 Mk.
...t, Bahnhofstr.

...aus
429
...glich.

...ier

...ur

...äsche
...3.

...Die ge...
...ihmellen
...enn sie sich
...n an den
...sie in der
...Bäckerei
...Büffel-
...tet werden.
...Mittelgebirge
...Elefanten
...aber kaum
...d nicht
...gibt es
...n sie als die
...n ungereizt
...verfuhr vor,
...line bis zu
...ge erreichen

...Lehr...
...Jugend
...Wehrmut.
...abgemacht.
...sitz unserer
...geben, einer-
...t ewig in
...uns zurück
...waren
...nen, falsch
...bereits
...kann.
...einige, mun-
...neue, mun-
...Was wir
...ihre Fol-
...und Zei-
...davon gibts

...Erpressers
...bestimmt
...kommt einer
...Juwelier
...Unglücks

...kommt es, fest-
...wahrscheinl-
...es z. B.
...in pflegten.
...geheißen.
...Kaufleute
...Kräfte
...geben," —
...doch nicht
...durchgehen,
...Vorbereit-
...Kaufmanns,
...der „Brü-

...Zeit" der
...darf die
...Hauptpflicht
...Unsere Zeit
...und — keine

H. D.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 48 | 16. Juni 1928 | 3. Jahrgang

Der grosse Karner

ROMAN v. WOLFGANG MARKEN



(38. Fortsetzung)

Hallenbach begab sich, als er von dem Ultimatum erfuhr, unverzüglich zu Karner.

Der Hausmeister Seifert wollte ihn nicht zu ihm lassen, aber Hallenbach schob den getreuen Wächter zur Seite und trat ein.

Karner saß im Lehnstuhl wie immer und schlief.

Ganz sachte trat Hallenbach heran und betrachtete das Antlitz des Schlafenden. Man sah es Karner an, daß er gesundete. Das Gesicht hatte sich wieder gerundet.

Ein sehnsüchtiger Zug verschönte das ernste Antlitz.

Karner erwachte. Hallenbach zuckte unter den tiefernsten Augen zusammen.

Karner reichte ihm die Hand und sagte: „Ich habe geschlafen. Es hat mir gutgetan. Ich fühle mich sehr wohl. Aber . . . Sie haben keine gute Nachricht?"

„Nein! Das befürchtete Ultimatum der Alliierten ist in Berlin eingetroffen."

Karner schien davon nicht berührt.

„Ich habe es erwartet!"

„Ja! Aber es kommt so rasch und hat darum eine starke Bestürzung hervorgerufen."

„Ich habe noch Vertrauen zum deutschen Volk, Herr Hallenbach," sagte Karner stark.

„Ich nicht minder! Aber wäre es jetzt nicht günstig, wenn Sie dem deutschen Volk erzählten, was Ihnen nach dem Weltwirtschaftskongreß widerfahren ist?"

Karner überlegte. „Sie haben recht! Ich will dem deutschen Volke die Wahrheit sagen. Ich bin bereit, einem Journalisten einen Bericht über meine Erlebnisse in englischer Gefangenschaft zu geben."

Hallenbach war hocherfreut und erhob sich. „Ich werde sofort Herrn Holling aus Hotel Karnerstadt herbeizitieren. Dieser unermüdlichste aller Berichterstatter soll es hören."

„Tun Sie es, Herr Hallenbach! Ueber das Weitere wollen wir morgen reden."

* * *

Holling raste zu Herrn Karner und nahm den langen Bericht auf. Dann eilte er nach Berlin.

Als er plötzlich in der Redaktion der „Großdeutschen Zeitung," erschien, gab es eine Sensation.

Er schrie durch den ganzen Redaktionssaal: „Habe eben Herrn Karner interviewt. Ich habe seinen Bericht über seine englische Gefangenschaft."

Die Redakteure liefen zusammen.

Donnerwetter, Holling, der Teufelskerl, brachte zusammen, was keinem gelang!

Spannung kribbelte in allen.

Am aufgeregtesten war der Chefredakteur, der Holling sofort in sein Arbeitszimmer zog.

Holling warf sich auf einen Stuhl und holte seinen Bericht heraus.

Der Chefredakteur nahm die Papiere und las. Dann nahm er den Bericht und knallte ihn auf den Tisch.

„Das ist eine Räubergeschichte . . .! Sie wollen mich auf den Besen laden!"

Holling lachte schallend auf. „Das ist auch eine Räubergeschichte. Das Traurige ist nur, daß sie wahr ist."

Noch einmal sah Doktor Schneider den Berichterstatter scharf an, dann klingelte er die Druckerei an und ließ den Faktor der Setzerei kommen.

„Hier ist ein Manuskript, Herr Horn! Das ist nicht mit Zold aufzuwiegen. Stellen Sie sich neben die Maschine, wenn es gesetzt wird, ziehen sie den Satz selber ab, lesen sie ihn selber. Lassen Sie keinen ran! Kein Wort darf die Konkurrenz erfahren, bis es nicht gedruckt in unserer Zeitung steht! Verstanden?"

* * *

Punkt drei Uhr brüllten die Zeitungsverkäufer auf dem Potsdamer Platz: „Große Sensation! Herr Karner berichtet über seine Erlebnisse in englischer Gefangenschaft auf dem Panzerkreuzer „Queen Elisabeth."

Man riß ihnen die Blätter aus der Hand.

Im Volke wuchs eine wilde Empörung gegen England. An dem Abend demonstrierten Tausende vor der englischen Botschaft. Die Polizei hatte alle Mühe, die Massen in Ordnung zu halten.

* * *

Lady Ramsay kümmerte sich nicht um die politischen Ereignisse. Der Zufall spielte ihr aber das Blatt, das Karners Bericht enthielt, in die Hände.

Und sie las, wie England mit Karner umgesprungen war. Sie empfand körperliche Schmerzen nach dem Lesen des Berichts. Ihr Kopf brannte, und das Herz schlug heftig. Da dachte sie daran, daß sie eine Deutsche war.

Ihr Gatte, der Botschafter, überraschte sie über dem Zeitungsblatt.

„So hat . . . England mit Karner verfahren, Alfred?"

Er zuckte die Achseln. „England? Ich bezweifle, daß die

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Warburger Mosaik.

Von W. H—ch.

Durch die vor ungefähr 20 bis 25 Jahren begonnenen und nach und nach fortgeführten Aufforstungen der Berghänge vor den Toren der Stadt, des Klapperberges, des Wormelerberges und des sogenannten Geisselpatts, besitzt die Warburger Bürgerschaft heute wertvolle Kleinode, da die bisherigen allen Warburgern wohlvertrauten und im Sommer bei gutem Wetter fast alltäglich zum „Bummel" benutzten Wege zum Paderborner- und Kasselertor wie nach Wormeln hinaus heute von Kraftwagen und Motorrädern stark beansprucht werden und somit als Erholungsspazierwege nicht mehr in Frage kommen. Soweit mir bekannt ist, war es den heutigen Ehrenbürgern der Stadt Warburg, Justizrat Geissel und Fritz Quick nach langen Verhandlungen gelungen, obgleich die damals noch zahlreichen Schafhalter der Stadt sich mit allen Mitteln dagegen sträubten, die Zustimmung der städtischen Körperschaften zu diesen Aufforstungsplänen zu erhalten. Ihr Ziel war die Umwandlung der nüchternen, kahlen Hänge, die lediglich als Schafweide dienten in Nutz- bezw. Schönheitsanlagen. Die Warburger verdanken also ihre heutige schöne Umgebung der Stadt mit den romantischen Spazierwegen im wesentlichen dem Weitblick und der Arbeit dieser Herren. Mit ihnen müssen wir Justizrat Evers nennen, der in gemeinsamer selbstloser Arbeit mit einigen anderen Warburger Bürgern die Wege und Anlagen im Wäldchen oberhalb der Twistemühle geschaffen hat. Vernichtet ist leider die Schönheit dieses Wäldchens, durch die sinnlose und unproduktive Arbeit einer Steinbrecher- und Kalkbrenner-Gesellschaft. Jeder wird es dankbar anerkennen, daß hierdurch der heutigen und noch mehr der zukünftigen Generation ein prächtiger Ersatz für das früher übliche Dahinschreiten auf den oben genannten Landstraßen geschaffen ist, so daß man weder von den schnaufenden und tutenden Fahrzeugen, ihrem Staub und Dunst beeinträchtigt noch in dem Genuß der wundervollen Spazierwege gestört wird. Von den Anlagen aus hat man eine Fülle geradezu zauberhaft schöner Bilder die an dem Auge des Fußgängers vorüberziehen und die von vielen sonst unentdeckt geblieben wären. Die jetzige Generation hat trotz aller wirtschaftlichen Nöte diese Aufforstungen durch Nach- und Unterholzpflanzungen, Durcharbeitung des Bestandes, Ausbau und Verbesserung des Wegenetzes, durch Schaffung reichlicher Ruhegelegenheiten, die auch dem Schwachen das Ergehen auf diesen Wegen erleichtert, in Gesundheits- und Erholungsanlagen umgewandelt. Reizvoll und mir neu fand ich den lauschig angelegten Pfad gleich im ersten unteren Teil des Geisselpatts. Er beginnt unmittelbar am Steinbruch hinter der Johannesmühle und endet oberhalb der Wasserstation. Erstmalig sah ich hier, wie man das Problem: Schutz gegen „Bankräuber", Demolierfinken, Wurmstich u. Witterungsunbilden, höchst praktisch, sinnvoll und wirklich schön gelöst hat. Alle 40—50 Schritte ist eine von zweifellos sachgemäßen Händen prima mit Erdreich und Gras gepolsterte Bank, oder richtiger, ein Natur-Klubsofa in den Berg hineingearbeitet.

Daß all diese Anlagen vom Standpunkte der Wirtschaftlichkeit betrachtet nicht rationell sein können, ist ohne weiteres klar, aber dennoch weisen sie ein starkes Haben auf, und das besteht in idealen Dingen. Den in Geschäftsräumen, Werkstätten, Büros usw arbeitenden mit mehr oder weniger großen Sorgen geplagten Menschen der heutigen Zeit, denen durch zeitgemäße Verkehrsmittel die oben erwähnten Spazierwege verleidet sind, müssen in freien Stunden Freude und Erholung in der Natur finden um neuen Mut für den Alltag heimzutragen, sonst vermögen sie sich nicht von dem Druck des Wirtschaftslebens zu befreien.

Man braucht wirklich kein begeisterter Lokalpatriot zu sein, um die von dem Wäldchen und dem Geisselpatt sich bietenten malerischen Landschaftsbilder und herrlichen Fernblicke als einzig schön und die Stimmung in dieser Umgebung als feiertägig und losgelöst vom Alltag zu bezeichnen. Überall nisten zwischen Berg und Hügel und horsten zwischen Grün und Blüten die Ortschaften mit ihren roten Dächern, oder kuscheln sich einzelne Gehöfte, Mühlen und sonstige Ansiedlungen in Baum und Strauchwerk. Hinunter schweift das Auge in frische, idyllische Wiesengründe auf denen schwarz- und rotbunte Kuhherden weiden und erschaut fast überall der Diemel glitzerndes Band. Es ist nicht dasselbe Gewässer geblieben, wie wir als Warburger Jungen es von frühester Kindheit an gekannt haben. Die Hand der Menschen hat das Bild durch die Diemelregulierung geändert. Aber was will das heißen! In ihren Grundzügen, in ihrer malerischen Charakteristik und Stimmung wird die Diemel, die unsere heimatliche kleine Welt durchquert und tagein tagaus begrüßt, dieselbe bleiben. Von welchem Punkt aus Warburg und seine Umgebung am schönsten ist, will ich hier nicht entscheiden. Es ist schwer zu sagen. Denn wer offene Augen hat und Sinn für landschaftliche Schönheiten, der kommt von allen Stellen aus auf seine Rechnung. Überall ist man umgeben vom Erhabenen und Imponierenden unserer Heimat. Man gönne sich nur Rast zum Schauen und Genießen und horche auch auf den Klang der Glocken von fernher, das geheimnisvolle Rauschen in den Wipfeln der Bäume, das Rascheln in den Büschen, auf die jubelnden Lerchen in den Lüften, die Vogelwelt auf Baum und Strauch, die surrenden Käfer, die summenden Bienen und Hummeln und beobachte, wie sich bunte Schmetterlinge auf Blütendolden wiegen. Gewaltige Gegensätze in der Natur erkennt auch ein rohes Auge, aber liebliche Reize fordern einen feineren Sinn. Man kann sich nicht satt sehen an den frohen und bunten Farben eines der malerischsten Städtebilder, und man muß nicht Warburger sein, um mit Professor Köhler in Nr. 125 des Warburger Kreisblattes vom 31. Mai in den Ruf einzustimmen: „Wie schön ist Warburg!" Verschwenderich gesegnet hat es die Natur. Der Ratschlag von Herrn Prof. K.: „Verkündet es aller Welt, Warburg ist eine der schönstgelegenen Städte Westfalens, ja, des ganzen deutschen Vaterlandes," möge auch von denen beachtet werden, die an einer Regeneration des Warburger Wirtschaftlebens das größte Interesse haben. Wohl haben ein paar heimische Dichter Warburg besungen und heimische Maler seine landschaftlichen Reize gesucht und gefunden, aber die große Welt der Reisenden weiß kaum mehr von Warburg, als daß es ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. So mag der obige Ruf nicht ungehört verhallen, sondern ein tausendfältiges Echo finden.

Die Anregung der Warburger Abiturienten von 1903, eine Vereinigung ehemaliger Schüler des Gymnasiums ins Leben zu rufen, mögen die berufenen amtlichen Stellen und der Heimatverein aufgreifen und fördern. Solch eine große Tagung ist die beste, größte und billigste Gelegenheit zu einer unbedingt erfolgreichen Werbung für Warburg.

englische Regierung etwas davon weiß. Es ist sicher eine Eigenmächtigkeit Lord Bellocks."

„Hast du davon gewußt, Alfred?"

Er zögerte mit der Antwort und sagte dann heftig: „Ja! Lord Bellock hatte es mir angedeutet!"

Gemma antwortete nicht darauf. Aber in diesem Augenblick war jedes Band der Liebe, der Freundschaft zwischen ihr und dem Gatten zerschnitten.

* * *

Willgreuve freute sich, als er Karners Bericht las. Er stand innerlich ganz auf Karners Seite, denn er war wohl der einzige in der Regierung, der erfaßte, was Karner eigentlich wollte, der Karner bitter ernst nahm. Er bewunderte Karners ungebeugte Willenskraft und den genialen Schlag, den er jetzt zur richtigen Zeit ausführte.

Er war gewillt, sich in der heutigen Ministerratssitzung ganz auf Karners Seite zu stellen.

* * *

Als die englische Regierung von der Veröffentlichung der Erlebnisse Karners erfuhr, dementierte sie sofort.

Die englische Regierung habe nichts damit zu tun. Es handele sich um das eigenmächtige Vorgehen Lord Bellocks, der sofort von seinem Posten abberufen worden sei. Außerdem habe die Regierung den Kommandanten der „Queen Elisabeth" sofort zur Disposition gestellt und die Freilassung des widerrechtlich gefangengehaltenen Fürsten Michailoff erwirkt.

Die englische Regierung bedauere den Vorfall und sei bereit, Herrn Karner jede Genugtuung zu verschaffen.

* * *

Zwei Tage später empfing der Reichspräsident Hallenbach, den Bevollmächtigten Karners, in Audienz.

Hallenbach betrat das Kabinett des Präsidenten mit der unbekümmerten Sicherheit und Selbstverständlichkeit, die immer seine Handlungen auszeichneten.

Und die Sicherheit wirkte.

Das Auftreten des jungen blonden Hünen benahm dem Präsidenten, wie er später einmal gestand, tatsächlich den Atem.

Hallenbach begrüßte den Präsidenten, etwa wie man einen guten Bekannten begrüßt, er sprang über die Distanz, die der höchste Beamte des deutschen Reiches so gern zwischen sich und den anderen legte, hinweg und ward damit sofort zum Beherrscher der Situation.

Und . . . alle Bemühungen des Reichspräsidenten scheiterten. Hallenbach blieb unbeugsam.

Der Präsident sagte zum Schluß: „Ich bedaure Ihren Starrsinn! Gerade ich, denn ich schätze Herrn Karner und sein Werk unendlich."

„Warum wollen Sie es dann nicht schützen gegen die Piraten, die es ohne jedes Recht beanspruchen? In den Krieg ist vor Jahren das ganze Volk marschiert. Um was ging es damals? Ist das mit dem zu vergleichen, um was es jetzt geht? Nein und abermals nein! Da hat man auch drauf gepfiffen, ob die Volkswirtschaft Deutschlands erschüttert wurde, ob sie zum Teufel ging. Oder denken Sie an den Ruhrkampf. Hat der nicht unsere Volkswirtschaft bis an den Rand des Verderbens gebracht? Heute aber, da es sich um ungleich Größeres handelt, will man den Wirtschaftskampf nicht wagen."

„Sie vergessen, daß hier durch einen Ausgleich der ganze Konflikt beseitigt werden kann?"

„Ihrer Logik kann ich nicht folgen, Herr Präsident!" sagte Hallenbach hart und verbeugte sich.

* * *

Bei der am gleichen Tag stattfindenden Reichstagssitzung bemerkte man den Hünen Hallenbach auf der Tribüne.

Alle Augen ruhten auf ihm, der mit hartem verbissenen Gesicht die Ausführungen des Abgeordneten Strasser anhörte. Der warf der Regierung vor, sie habe seinerzeit, als sie Karner die Elektrisierung Deutschlands auf Treu und Glauben gestattete, fahrlässig gehandelt. Dann zog er gegen Karners „wahnwitzigen Willen," gegen den „größenwahnsinnigen Narr von Karnerstadt" los.

Mitten in des Abgeordneten Rede stand Hallenbach auf, unterbrach ihn und schrie laut in den Saal:

„Wenn Sie jetzt nicht den Mut finden, Herrn Karner gegen die Piraterie des Auslands zu schützen, wenn Sie jetzt nicht an den Vertrag von Versailles denken, dann muß sich das deutsche Volk seiner Parlamentarier schämen. Herr Karner will das Größte! Ein Lump, der ihn verrät!"

Dann verließ Hallenbach die Tribüne, ehe sich der Reichstag von seinem Erstaunen erholt hatte.

Hallenbachs Zwischenrede war in den Blättern die Sensation des kommenden Morgens.

* * *

„Nach den Amorsälen!" sagte Wladimir Michailoff zum Chauffeur. Er war mit Hallenbach nach Berlin gekommen und hatte sich von ihm getrennt, als Hallenbach zum Präsidenten ging.

In den Amor-Sälen fand eine Versammlung der Deutsch-Liberalen Partei statt, unter dem Motto: „Die Auswirkungen von Karners Größenwahn auf die deutsche Volkswirtschaft."

Wladimir betrat den Saal, der dicht gefüllt war.

Er blieb an der Tür stehen, sah auf das Programm und lauschte auf den Redner.

Die Stimme kam ihm so bekannt vor! Aufmerksam betrachtete er den Redner. Es war ein Mann Ende Dreißig mit blondlockigem Haar, das seinem Gesicht einen künstlerhaften Ausdruck verlieh.

Wer war der Bursche, der sich vermaß, Herrn Karners großen Gedanken so ins Lächerliche zu ziehen? Michailoff überlegte, sann nach, bis ihm plötzlich die Erleuchtung kam.

An den Augen erkannte er ihn. Es war Maxim Donell.

Diese Entdeckung machte ihn einen Augenblick bestürzt. Dann riß er sich zusammen.

„Verzeihung, wer ist der Redner?" fragte er den Portier.

„Doktor Sülfing! N' ja, so heeßt'r. Ein Redakteur und Schriftsteller."

Wladimir kochte das Blut. Am liebsten wäre er vorgetreten und hätte ihn vor allen Leuten entlarvt. Aber er bezwang sich. Er dachte daran, daß er den Mann vor sich hatte, durch dessen Schuld jetzt Karner krank und siech war.

Er verließ den Saal, trat in die Gaststube und schrieb auf einen Zettel:

> „Sehr geehrter Herr Doktor! Die Ortsgruppe der Deutsch-Liberalen Partei von Köpenick hält heute eine Versammlung ab. Würden Sie geneigt sein, noch heute abend dort zu sprechen? Wenn ja, dann hole ich Sie um neun Uhr abends im Hotel oder hier ab. Bitte geben Sie mir Antwort durch den Boten.
>
> Walter Selle."

Würde es klappen oder nicht?

Sagte Donell-Sülfing schriftlich durch den Boten zu, dann . . . konnte Wladimirs Plan gelingen, kam er selber . . . dann war verspielt. Denn dann erkannte ihn Donell.

Durch einen Kellner sandte Wladimir den Zettel in den Saal.

Und es glückte! Der vielbeschäftigte Donell sandte einen Zettel, auf dem zu lesen stand: „Holen Sie mich punkt neun Uhr vom Hotel „Excelsior" ab. Dr. Sülfing."

Jetzt rasch zu Hallenbach, der ihn hierhergesandt hatte, und den er im Zentralhotel wieder treffen wollte.

*

Hallenbach nahm, von allen bewundert und angestaunt, im Konferenzzimmer des Zentralhotels Platz. Er wollte einige Briefe schreiben.

Mitten im ersten Brief störte ihn der Kellner.

„Verzeihen Sie, Herr Generaldirektor. Sie werden um eine Unterredung gebeten."

„Wer?"

Der Kellner deutete auf das verschlossene Kuvert, das er vor ihn hingelegt hatte.

Hallenbach erbrach es und las: „Karmasoff."

Aha! Der Russe! Das war interessant! Was wollte der von ihm?

„Bitte, führen Sie den Herrn zu mir!"

„Sehr wohl, Herr Generaldirektor!" Der Kellner eilte davon.

Nach wenigen Augenblicken stand der lange, schmächtige Russe, Karmasoff, der Leiter von Rußlands Außenpolitik, vor ihm.

Die beiden Männer grüßten sich ernst.

„Ich hörte durch einen Zufall, daß Sie in Berlin sind, Herr Hallenbach. Ich hörte Ihren Zwischenruf im Reichstag und bin Ihnen dann mit meinem Wagen gefolgt. Ich freue mich, Sie hier zu treffen."

(Fortsetzung folgt

Der Empfehlungsbrief.

Skizze von Andre v. Kun-Berlin.

„. . . Viel Hoffnung kann ich Ihnen, wie gesagt, nicht machen, Herr . . . Herr . . ."

„Obermeier, Hans Obermeier", bemerkte bescheiden der junge Mann, der vor Direktor Schwarzenstein stand.

„Ganz recht, Herr Obermeier", fuhr der Bankgewaltige fort. „Ihre Zeugnisse lassen zwar nichts zu wünschen übrig, und Ihr bisheriger Lebenslauf ist einwandfrei. Immerhin haben Sie sich noch nie im Bankfach betätigt. Wir erhielten nicht weniger als fünfundsiebzig Bewerbungen. Fast alles Leute, die eine mehrjährige Praxis und reiche Erfahrungen aufweisen. Da werden Sie wohl begreifen . . ."

„Bedenken Sie, Herr Direktor", unterbrach der Buchhalter Obermeier den Mann, von dessen Wohlwollen sein weiteres Schicksal abhing, „daß ich stellungslos bin und meine alte kranke Mutter ernähren soll."

„Das ist ja recht bedauerlich", wehrte Schwarzenstein mit einem Lächeln ab. „Gefühlsmomente können aber unsere Entschlüsse nicht beeinflussen. Im übrigen sind unter den Bewerbern mehrere Familienväter."

Obermeier gab es auf. Wozu noch weitere Redensarten! Wieder einmal, wie schon so oft seit Kriegsschluß, eine getäuschte Hoffnung. Es war schwer, bitter schwer für einen abgebauten Offizier. Er wandte sich zum Gehen. Da fiel ihm der Brief ein. Der Empfehlungsbrief des Regierungsrats Weißhaupt.

„Ich hätte es beinahe vergessen", sagte er zu dem erstaunten Direktor. „Herr Regierungsrat Weißhaupt vom Innenministerium war so freundlich, mir einige empfehlende Zeilen an den Herrn Generaldirektor mitzugeben. Darf ich Sie bitten, Herr Direktor, das Schreiben in Empfang zu nehmen und weiterzuleiten?" Er entnahm das Kleinod seiner flachen, abgewetzten Brieftasche und überreichte es Schwarzenstein.

„Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Obermeier", erwiderte dieser weit freundlicher als zuvor. „Ihre Anschrift haben wir ja notiert, nicht wahr? Es wäre ja immerhin möglich . . ."

Das klang beinahe wie eine Ermunterung. Als der Bewerber gegangen war, mußte der Direktor laut auflachen. Was sich nur diese Leutchen einbildeten! Sie brachten ja alle Empfehlungsschreiben von mehr oder minder einflußreichen Persönlichkeiten mit. Alle fünfundsiebzig. Und die Bank hatte nur einen Posten zu vergeben. Schwarzenstein wurde etwas nachdenklich. Da war nämlich guter Rat wirklich teuer. Man durfte doch keinen Freund des Hauses beleidigen. Vierundsiebzig Protektoren vor den Kopf zu stoßen, das ist eine recht peinliche Angelegenheit.

Das Haustelephon klingelte am Schreibtisch. Schwarzenstein wurde zum Generaldirektor befohlen. Die Konferenz nahm den ganzen Vormittag in Anspruch. In sein Zimmer zurückgekehrt, erblickte Schwarzenstein den Empfehlungsbrief des Regierungsrats Weißhaupt. Donnerwetter, den hatte er ja ganz vergessen. Was machte er nur da? Er dachte einen Augenblick nach. Der Regierungsrat sitzt seit einem Jahr im Aufsichtsrat der Bank und hat ihr schon während dieser kurzen Zeit große Dienste durch seine Beziehungen geleistet. Diesem Herrn war das Haus zu Dank verpflichtet, seine Bitte konnte einfach nicht abgeschlagen werden. Warum noch den Chef mit solch einer Lappalie belästigen? Das Empfehlungsschreiben verschwand in dem Fache des Arbeitstisches, das die erledigte Privatkorrespondenz seines Besitzers beherbergte. Der Direktor klingelte nach der Sekretärin und diktierte einen kurzen Brief an Hans Obermeier, daß er die Stellung als zweiter Buchhalter am nächsten Ersten antreten könne. „Den jungen Mann hat uns Herr Regierungsrat Weißhaupt aufs wärmste empfohlen", bemerkte Schwarzenstein auf den fragenden Blick seiner Vertrauten. Die junge Dame nickte verständnisvoll.

Obermeier kam und — siegte. Er war ein ausgesprochener Streber. Er verstand es, sich bei den Vorgesetzten sowie bei der Kollegenschaft beliebt zu machen. Er wurde überdies vom ersten Tage an mit einem gewissen Respekt behandelt. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß er der neue Buchhalter ein Schützling des Regierungsrates Weißhaupt war. Der Name Weißhaupt wirkte Wunder. Nach einem halben Jahre rückte Obermeier zum ersten Buchhalter auf, nach weiteren sechs Monaten zum Abteilungsvorsteher. Direktor Schwarzenstein hatte den immer höflichen und dienstbereiten Beamten besonders in sein Herz geschlossen, und man munkelte viel darüber, daß die junge Tochter des Finanzmannes dem väterlichen Beispiel folgte.

Ein weiteres Jahr war vergangen. Fräulein Rita Schwarzenstein und Hans Obermeier empfahlen sich als Verlobte. In wenigen Wochen sollte der glückliche Bräutigam zum stellvertretenden Direktor ernannt werden, um dann schleunigst sein eigenes Heim gründen zu können.

An einem heißen Sommertage — die Börse war flau, es gab nicht viel zu tun in der Bank — fiel es Direktor Schwarzenstein ein, das Privatfach seines Schreibtisches auszuräumen. Er warf die zum Teil schon arg vergilbten Schriftstücke nacheinander in den Papierkorb. Da kam das denkwürdige Empfehlungsschreiben zum Vorschein, dem die Bank eine der tüchtigsten Arbeitskräfte und Fräulein Schwarzenstein ihren zärtlichen Bräutigam verdankte. Papa Schwarzenstein wollte den Brief ungelesen wegwerfen. Da erwachte doch seine Neugierde, und er öffnete das wertvolle Dokument. Es enthielt zwei kurze Sätze:

„Dieser unmögliche Obermeier quält mich seit einer vollen Woche um eine Empfehlung. Ich konnte ihn nicht abwimmeln. Wie Du ihn Dir vom Halse schaffst, ist Deine Sache."

Vergessene Kinderanekdoten.

Gesammelt von Kurt Miethke.

Die Vergebung.

Als der kleine Jean Jaques Rousseau einmal sehr unartig gewesen war, bestimmte sein Vater zornig, daß er sich zur Strafe ohne Abendbrot ins Bett begeben müßte. Das war nun sehr schlimm, zumal der Geruch des am Spieß sich drehenden Bratens dem Kinde verführerisch entgegenzog. Mit trauriger Miene sagte er allen Gute Nacht, wandte sich dann zuletzt an den Braten, sah ihn mit großen, wehmütigen Augen an, verbeugte sich tief davor und sagte: „Gute Nacht, Braten!"

Dieser reizende Einfall entwaffnete die Familie und Jean Jaques durfte sich nun doch noch sehr ausgiebig an dem guten Abendessen beteiligen.

Eine seltene Sache.

Eines Tages wurde der Bühnenschriftsteller Marivaux auf der Straße von einem großen, gesund aussehenden Jungen angesprochen: „Ach, geben Sie mir doch bitte ein Almosen, Monsieur!"

Marivaux fuhr ihn wütend an: „Wie! Schämst Du Dich nicht, du großer Schlacks, mich anzubetteln? Warum arbeitest Du denn nicht?"

„Weil ich dazu viel zu faul bin", erwiderte lachend der Bursche.

Und Marivaux gab ihm sechs Franken: „Aber nicht etwa für Deine Faulheit gebe ich Dir das Geld, sondern weil Du die Wahrheit gesagt hast . . . Denn die ist schon mal sechs Franken wert."

Das Studienobjekt.

Ludovico Ariosto war noch ein Knabe, als ihm sein Vater eines Tages heftige Vorwürfe wegen seiner unnützen Verseschmiederei machte. Ludovico ließ den Zornesausbruch stumm über sich ergehen. Sein Freund fragte ihn, nachdem der grollende Vater das Zimmer verlassen hatte, warum er denn nichts erwidert habe.

„Oh", antwortete der kindliche Poet, „weil ich gerade an einer Komödie schreibe, in der ein Alter seinem Sohn heftige Vorwürfe macht. Und so habe ich, während mein Vater mich ausschimpfte, das denkbar beste Studienobjekt an ihm selbst gehabt . . ."